

den auf die letzten drei Jahre der Friedensbemühungen beschränkt, so benützt er sehr umsichtig für die übrige Zeit bereits veröffentlichtes Aktenmaterial und Einzeluntersuchungen anderer Autoren. Besonders das Ringen zwischen Macht und Recht, die Ansätze zu einem die mittelalterlichen Vorstellungen ablösenden säkularisierten Völkerrecht werden aufgezeigt. Vor allem das alte römisch-deutsche Kaiserreich wird in seiner rechtsgeschichtlichen Entwicklung, der verwirrenden Vielfalt seiner staatsrechtlichen Gliederung und seiner Umwandlung aus einer ständisch-monarchischen Spannungseinheit in einen losen Staatenbund eindrucksvoll vorgeführt.

Geht man vom mehr formalen Aufbau zu einer mehr materialen Betrachtungsweise über: zum Geist, der alles beseelt, zu den Farben und Tönen, die den Dingen das bunte Leben verleihen, und schließlich zu den Wertungen, die der Historiker ausspricht, dann wird mancher Leser vielleicht überrascht sein. Gewiß, daß dem ausgebluteten und zertretenen Deutschland der Friede auch dann ein Gottesgeschenk war, wenn es der westfälische war, das wundert nicht. Was wundert, ist, daß ein Geschichtsschreiber 300 Jahre danach zu einem so verhältnismäßig günstigem Urteil über diesen Frieden kommt wie hier Dickmann. Mit viel Einfühlungsvermögen und einer wohlwollenden Überparteilichkeit behandelt der Verf. die Hauptkämpfer für eine Ausweitung der ständischen Libertäten. Auch die Politik Richelieus gegenüber dem Reich wird weitgehend umgewertet.

Nicht das gleiche Verständnis und das gleiche Einfühlungsvermögen scheint uns der Verf. gegenüber den Herrschern, der Politik und den Plänen des Hauses Habsburg zu haben. Man beachte z. B. in der Einleitung, wie streng er über Karl V. urteilt und wie milde über den Vertrag von Chambord (1552), in dem rebellische Reichsfürsten Städte des Reiches an Frankreich auslieferten. Man lese zum Vergleich, was Ludwig Pfandl in seinem Buch: „Philipp II.“ (7.—10. Tausend, 221 ff.) über diesen Vorgang schreibt.

Im Gesamturteil über den Westfälischen Frieden wird man sehr unterscheiden müssen. Zunächst zwischen seiner religionspolitischen und seiner staatspolitischen Seite. Was die erste angeht, war es zweifellos ein Fortschritt, daß der Gedanke der bürgerlichen Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen sich — wenigstens im Reich — teilweise Bahn brach. Staatspolitisch gesehen war der Friede gut, insofern er dem dreißigjährigen Gemetzel ein Ende setzte. War er aber auch gut für die Zukunft? Der Verf. gewinnt ihm hier erstaunlich günstige Seiten ab. Er wird für seine wissenschaftliche Leistung Anerkennung finden, aber wohl auch Widerspruch. Und

auch das zweite ist nötig, weniger vom nationaldeutschen als vom europäischen Gesichtspunkt aus. Denn gerade für Gesamteuropa war u. E. der Westfälische Frieden auf lange Sicht verhängnisvoll. Er hat in der Mitte Europas eine alte Ordnung zu Tode getroffen und jene Revolutionen und Umstürze vorbereitet, deren furchtbarster bis in unsere Gegenwart reicht.

G. F. Klenk SJ

*Schulte, Wilhelm:* Volk und Staat. Westfalen im Vormärz und in der Revolution 1848/49 (807 S.). Münster 1954, Regensburg. DM 45,—.

Was K. Reggen für das Rheinland und für einen begrenzteren Zeitraum darstellte (diese Zschr. 153 [1956] 149), gibt Schulte für Westfalen seit seiner Eingliederung in das Königreich Preußen, unter Benutzung viel breiterer Quellen. Regiert und unterdrückt von einer kurzsichtigen Regierung, die keinen Sinn für die gewachsene Selbständigkeit und den Bürgersinn der Westfalen hatte und ihr Versprechen nach Selbstregierung und Verfassung brach, die schließlich einen Provinziallandtag einrichtete, ihm aber keine Rechte ließ, die die öffentliche Meinung durch die Zensur und die Demagogenverfolgung knebelte, die keinen Willen zu einer Neuordnung der Rechtsorganisation hatte, die den Katholiken argwöhnisch gegenüberstand, erlebte Westfalen bittere Jahre. Dazu kamen die große soziale Not des Bauerntums, des Handwerks und der Eisenindustrie und seit 1846 eine Hungersnot. Ausführlich schildert Schulte dann das Revolutionsgeschehen. Die Westfalen hatten weniger politische als soziale Forderungen. Ihr bedächtiger, auf die Religion gegründeter Wille bewahrte das Land fast völlig vor Ausschreitungen. Auch der Einfluß der Linksparteien war gering. Erst die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. brachte Unruhen, vor allem das Unglück des Iserlochner Aufstandes, der durch Zufall nicht verhindert wurde und über 100 Tote forderte. Nachdem wieder Ruhe eingetreten war, erneuerte Preußen seine alten Regierungsmethoden und verfolgte die aufrechten Männer des so notwendigen Fortschritts. Erstaunlich groß ist ihre Zahl: u. a. die beiden Vincke, Laufermann, Waldeck, Herkort, v. Ketteler, v. Bodelschwingh, Löher, Overweg, Temme usw. Fast die Hälfte des Bandes füllen die Anmerkungen, in denen eine Fülle von Stoff für alle Gebiete der Geschichtsschreibung gesammelt ist. Keine Darstellung dieser Zeit (1815—1848) darf an diesem Buch vorübergehen, das sich vor allem durch seine ausgeglichene Darstellung und seine gerechte Wahrheitsliebe auszeichnet.

H. Becher SJ